



Kindergartenkinder vor dem Nicklheimer Kindergarten etwa 1950.
Foto: Rudolf Zinner

„Das waren lausige Zeiten.“

Das Ehepaar H. wohnt auch heute in Nicklheim, wo Frau H. 1939 geboren und aufgewachsen ist. Ihr Mann kam als Schulkind mit seinen Eltern und fünf Geschwistern von Ostpommern 1947 in die Torfarbeitersiedlung, wo es Arbeit gab. Die beiden erzählen über die Nachkriegsjahre. Das Gespräch beginnt Frau H. spontan mit den Erinnerungen an ihre Großmutter. Die Beschreibung ist das kurze Lebensportrait einer alten Torfarbeiterin aus der Sicht ihrer Enkelin.

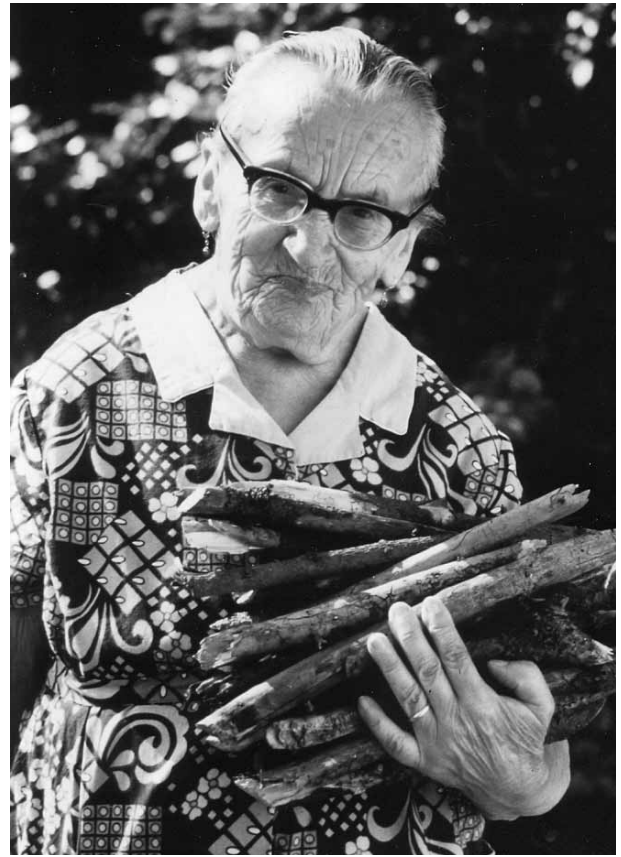
Meine Großmutter

Meine Oma arbeitete in der Filze an der Wurstmaschine bis sie 65 Jahre alt war. Es war eine schwere Arbeit. Ihre Aufgabe war es, die Torfwürste mit einem langen Messer abzuhacken. Über Jahre machte sie die gleiche Arbeit, die gleichen Bewegungen, immer an „ihrer“ Maschine. Ich erinnere mich, dass sie schon in der Früh Tabletten nahm, damit sie die Arbeit schaffen konnte, weil sie schon so kaputt war. Sie starb mit 88 Jahren im Jahr 1976, war 1892 in der Oberpfalz geboren. Als ich Kind war, wohnte sie, wie meine Mutter und ich, im „großen Bau“. Nachts ging ich als Kind immer zur Oma. Sie erzählte Gruselgeschichten, von der „Drud“ und so weiter. Dort in der Pfalz hat es immer gegeistert. Das war für uns Kinder das Höchste. Später zog sie ins Nickl-Haus, aber dort hatte sie auch nur ein kleines Zimmer.

Meine Großmutter war geschieden. Aber darüber redete sie nicht. Als ihre Ehe auseinander ging, hatten die beiden ein Kind, meinen Vater. Sie war – so würde man heute sagen – allein-erziehende Mutter. Meinen Großvater habe ich nie kennen gelernt, er ging nach der Scheidung nach Mainz. Sie waren über die Arbeit im Torfwerk hierher gekommen.

Mein Vater, ihr Sohn, starb im Zweiten Weltkrieg als Soldat, als ich ein Jahr alt war. Ich war die einzige Enkelin und viel bei meiner Oma. Ich wohnte mit meiner Mutter im Nicklhaus. Die Familie meiner Mutter kam aus Niederbayern und war auch über die Arbeit im Torfwerk

hierher gekommen. Alle meine Verwandten arbeiteten praktisch im Torfwerk.



Die Großmutter beim Sammeln von Brennholz.
Foto: Privat.

Als meine Großmutter in Rente war, hat sie sich das gesamte Holz für ihre Ofenfeuerung mit einem Leiterwagen im Wald zusammengesucht. So musste sie sich das Holz nicht kaufen. Den ganzen Sommer über sah man sie im Wald Holz sammeln; das war nun ihre Beschäftigung, ihr Leben. Auch wenn sie ihr Leben lang im Torfwerk gearbeitet hatte – allein und als alte Frau hätte sie sich keinen Brenntorf machen können. Als Frau kannst du ja nicht Torf stechen.

Im hohen Alter hörte sie nicht mehr gut. Einmal ging sie am Bahngleis entlang und hörte die Torfbahn, das Nicklheimer Bockerl, nicht kommen. So wurde sie angefahren und verstarb an den Folgen der Verletzungen.

Schule und Beruf

Frau H.: Unser Lehrer unterrichtete alle Schüler von der 5. bis zur 8. Klasse. Die 5. Klassen

mochte er überhaupt nicht. Wir haben jeden Tag in der Früh Tatzen bekommen. Er sagte: „Raus ihr Gassenmädl“ und hat uns Tatzen verpasst – einfach so. Wir spielten immer unten im Graben „Fangsterl“, er schaute uns vom Fenster aus dabei zu. Und irgendwas hat ihm dabei nicht gepasst. Aber das Spiel ließen wir uns nicht nehmen. Die Tatzen haben zwar weh getan, aber das ließen wir uns nie ankennen. Tatzen haben die Buben genauso bekommen, halt wegen anderen Sachen.

I: Gab es Kinder in Nicklheim, die weiterführende Schulen besuchten?

Ja, die beiden Buben meiner Vermieterin und ein Mädchen gingen nach Rosenheim zur Schule, sie wurde Lehrerin. Es hing natürlich mit den Noten zusammen, aber auch mit dem Geld, ob man auf eine weiterführende Schule gehen konnte. Als ich Schülerin war, war es für mich kein Thema, ich habe auch nicht darauf geachtet.

Damals war es nicht einfach, einen Lehrplatz zu finden. Ich habe nach der Schule in Rosenheim in der Wendelstein-Druckerei angefangen. Jeden Tag bin ich mit dem Zug oder dem Radl nach Rosenheim gefahren. Doch als ich 1952 aus der Schule kam, arbeitete ich zuerst beim Pflanzensetzen beim Forst. Damals haben sie den Wald um Nicklheim angepflanzt, das dauerte etwa fünf Wochen lang. Dann fuhr meine Mutter mit mir zur Druckerei und ich konnte dort zu arbeiten beginnen. Ich fuhr immer mit dem ersten Zug in der Früh um sechs Uhr ab Raubling. Die Arbeit hat um sieben Uhr begonnen. Im Winter war das hart, ich hatte zwar ein Radl, aber es waren teilweise solche Schneewehen, dass ich kaum durchgekommen bin. Oft bin ich schon um Viertel nach fünf aus dem Haus. Das Radl nahm ich mit, weil ich hoffte, dass es auf dem Heimweg am Abend eine Spur durch den Schnee gibt und ich radeln kann.

Herr H.: Damals gab es nur einen hölzernen Schneepflug, den der Bauer mit seinem Ross fuhr. Aber der hat ja nur über den Schnee darüber gestreift. Ich habe 1949 die Lehre in Rosenheim begonnen. Da bin ich jeden Tag mit dem Fahrrad bis zur Innlande [Ortsteil Rosenheims]

gefahren, auch im Winter. Damals gab es nichts anderes. Wenn ich den Zug genommen hätte: Wie wäre ich vom Rosenheimer Bahnhof bis zur Innlande gekommen? Da gehst du ja einen halben Tag. Das machte ich drei Jahre lang, drei Winter lang.

I: Hat es Ihnen gefallen, in der Stadt zu sein?

Frau H: Um fünf Uhr war Feierabend, da habe ich schauen müssen, dass ich den Zug erwische, da hast du von der Stadt nicht viel gesehen. Und in der Mittagspause bin ich meist in den Riedergarten gegangen und habe meine Brotzeit gegessen. Das war dann schon alles, was ich damals von Rosenheim mitbekommen habe.

I: Was haben Sie denn als junges Mädchen in ihrer Freizeit gemacht?

Als ich 16 Jahre alt war, sind wir zum Tanzen gegangen. In dem Alter haben mein Mann und ich schon miteinander angebandelt. Das Fortgehen als Mädchen ging nicht so einfach, das war für die Jungen leichter.

I: Manche erzählten, die Nicklheimer hätten außerhalb Nicklheims einen schlechten Ruf gehabt. Haben Sie diese Erfahrung auch gemacht?

Nein, eigentlich nicht.

I: Wie haben Sie die Kriegszeit in Erinnerung?

Als ich in den Kindergarten gegangen bin und Fliegerangriff war, holte uns meine Mutter dort ab, wir versteckten uns im Wald oder gingen in den Keller im Nicklhaus, wo wir wohnten. Ich als Kind hatte nicht wirklich Angst, meine Mutter jedoch. Aber es ist nie eine Bombe eingeschlagen. Als Kind hat mich die Politik nicht interessiert.

Als Flüchtlingsfamilie in Nicklheim

Herr H.: Wir sechs Kinder und die Mutter kamen 1947 nach Nicklheim in das „große Haus“. Mein Vater war bereits hier und arbeitete im Torfwerk. Er war als Soldat in Italien gewesen. Die ganze Südmarmee ging freiwillig nach Aibling, wo die Entlassung der Soldaten war. Er wollte zuerst zu seinem Bruder ins Ruhrgebiet entlassen werden. Aber die Amerikaner sagten, das gehe nicht, weil es britische Besatzungszone war.

Wieder zurück nach Pommern, das ging sowieso nicht. So fragten sie ihn, ob er nicht hier in der Gegend jemanden wüsste, wohin sie seine Entlassungspapiere ausstellen könnten. Als er in der Südarkmee Soldat war, kam er immer wieder nach Sulzberg zum Munitionsbunker, um Nachschub an Munition zu holen. Dabei übernachteten sie immer in Großholzhausen beim Kreckl. So kam es, dass er und mit ihm ein paar Kameraden dorthin entlassen wurden. Von dort weg konnte er gleich im Torfwerk zu arbeiten beginnen. Ich war nach Kriegsende mit der Familie in Dänemark in einem Lager gewesen. Über das Rote Kreuz ließen wir den Vater suchen – ohne Erfolg. Dann fiel unserer Mutter die Adresse vom Kreckl ein, sie schrieb dorthin und so kam die ganze Familie wieder zusammen. Zu siebt bekamen wir einen Raum im „großen Bau“ zugewiesen. Wir Buben schliefen bei den anderen Buben in den Nachbarswohnungen, die Mädchen genauso. Wir wurden gut aufgenommen. Alle meine Geschwister sind in Nicklheim geblieben. Alle arbeiteten im Torfwerk, nur ich nicht. Ich wollte unbedingt einen Beruf lernen. Aber ich bin auch in Nicklheim geblieben. Ich war sogar beim Preisplatteln des Trachtenvereins dabei – als gebürtiger Ostpreuße. Ich habe mich hier schnell heimisch gefühlt.

Hopfenzupfen

Frau H.: Einmal war ich beim Hopfenzupfen dabei. Es war eine anstrengende Arbeit. Ich war noch ein Schulkind. Mit dem Zug fuhren wir in die Holledau. In der Früh gab es Milchkaffee mit Brot und dann wurden wir mit dem Traktor auf die Hopfenfelder gefahren, wo wir den Hopfen gebrockt haben. Es war Akkordarbeit. Dann gab's Mittagspause und am Abend hatten wir zum Waschen im Hof einen großen Brunnen. Für mich als Kind war es halt was Neues.

I: Haben Sie es gern gemacht?

Was heißt gern, wenn es in Arbeit ausartet, dann ist es nicht mehr so lustig. Aber trotzdem hat es irgendwie Spaß gemacht. Wir waren sicherlich 20 Leute aus Nicklheim. Oben in der Scheune haben wir im Heu geschlafen. Als Zudecke bekamen wir Wolldecken. Alle zusammen schliefen wir auf dem Strohh- oder Heulager, Männer wie Frauen.

Herr H: Ich war als Schulbub auch einmal dabei. Einmal hat der Bauer zu mir gesagt: „Ich glaube, du bist nur wegen dem Essen mit gefahren.“ „Was denn sonst,“ hab' ich geantwortet. Ich pflückte nur einen Korb am Tag, meine Mutter zwölf. Sie war die Beste in der Gruppe.

Frau H: Der alte Scheuerer, der im Wasserturm wohnte, hatte die Fahrten organisiert. Er half den Leuten auch immer, wenn sie Papiere ausfüllen mussten. Er kannte die Hopfenbauern und vermittelte das Ganze. Es waren immer Gruppen von Nicklheimern, die dorthin fuhren. Damals gab es noch nicht so viel Arbeit im Torfwerk, die viele Arbeit kam erst mit den Maschinen.

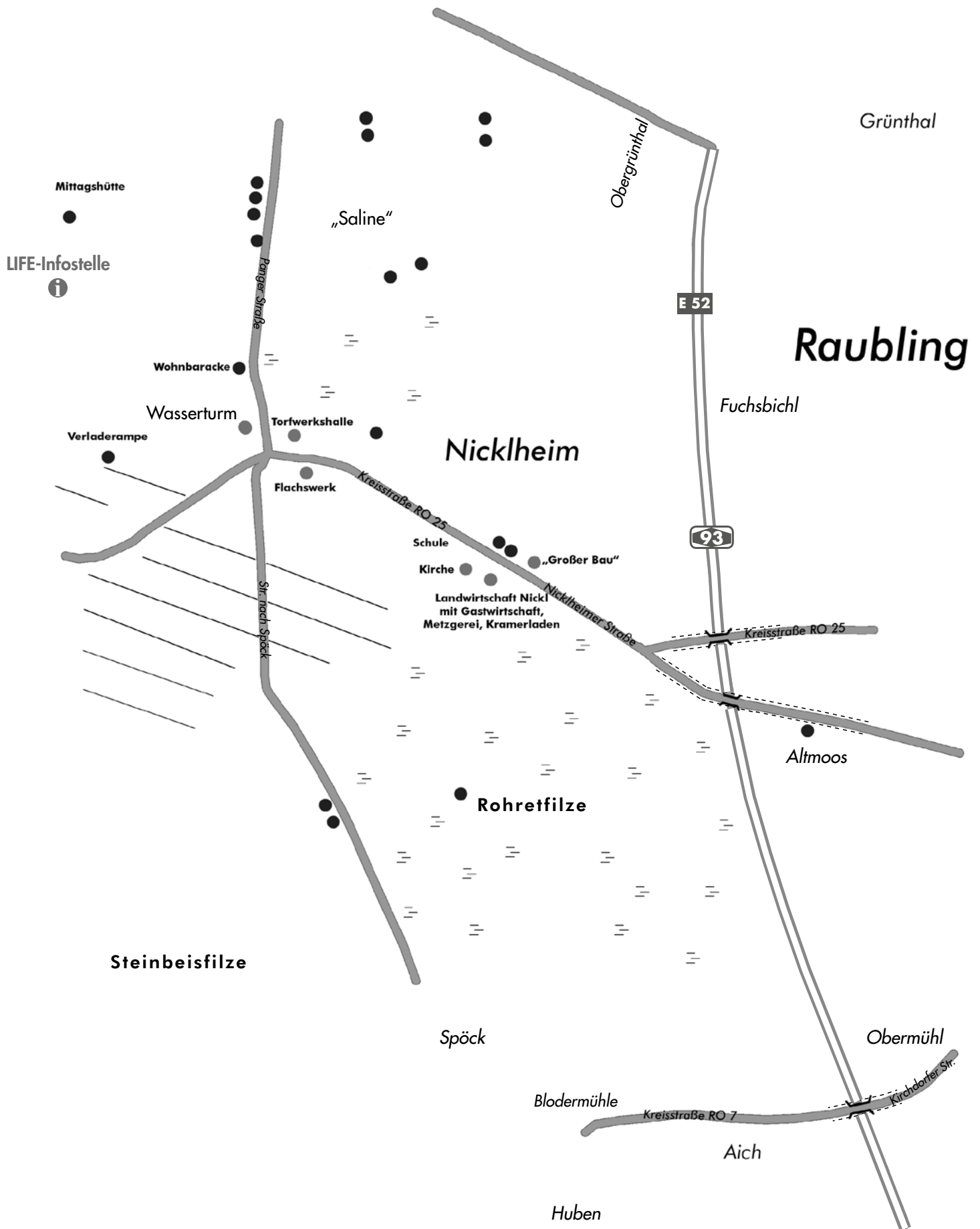
Hamstern

I: Mussten Sie als Kind hungern?

Frau H: Unter dem Krieg schon. Wir sind zum Beispiel zum Milchbetteln nach Großholzhausen gegangen. Da hast du bei den Bauern, wenn du zur Tür hinein bist, als erstes schon mal ein „Vater unser“ beten müssen. Sonst hast du nichts bekommen. Wenn es gut ging, haben wir einen Schöpfer Milch oder ein Stückl Brot bekommen. Das haben wir uns dann geteilt. Wir waren meistens drei Mädchen, die Hermine war unsere Wortführerin. Wir hatten eine Milchkanne und eine Tasche dabei, denn manchmal bekamen wir auch ein halbes Brot. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Bis nach Großholzhausen waren wir etwa eine halbe Stunde zu Fuß unterwegs, dort klapperten wir der Reihe nach die Bauern ab. Bei einem Bauern, das weiß ich noch genau, hat die Bäuerin gesagt: „Na, mir brauch'n unsa Milli für an Saubärn“, sie meinte das Schwein. Sie hat uns nichts gegeben.

I: Wenn Sie zu dritt oder zu viert Stunden unterwegs waren für vielleicht einen Liter Milch – Warum haben Sie das gemacht?

Frau H: Wir hatten einfach Hunger und es gab einfach nichts zu essen. Wir hatten die Lebensmittelmarken, aber das war wenig. Einmal haben wir die Marken selbst genommen. Die Mutter hatte zu mir und meinem Cousin gesagt: „Wenn du meinst, dann nimm sie



Die dunklen Punkte zeigen die ehemaligen Barackenbauten ca. um 1950.
 Aus der Erinnerung eingezeichnet von einem Zeitzeugen.

einmal selber.“ Und was war? Nach zwei Tagen hatten wir unsere Brotmarken für eine Woche aufgebraucht. Das war in der Zeit gleich nach Kriegsende. Ich war damals etwa acht Jahre alt. Auch die anderen Mädchen waren in dem Alter. Wir gingen in die gleiche Klasse. Wir haben unsere Mütter nicht mal fragen müssen, ob wir zum Hamstern gehen dürften. Wir sind einfach los gezogen. Das waren lausige Zeiten.

Herr H: Den Bauern, die uns nichts gegeben haben, denen haben wir was geklaut.

Frau H: Das machten wir Mädchen nicht.

Herr H: Einer war dabei, der so klein war, dass er durch einen Hühnerschlupf kriechen konnte. Wir hatten beim Bauern um Eier gefragt. Die Antwort war „Nein, wir haben keine“, und während wir fragten, ist er durch den Schlupf in den Hühnerstall gekrochen und hat die Eier heraus geholt. Das machten wir öfters so. Erwischt wurden wir nie, denn zu diesen Höfen sind wir nicht mehr gegangen. Ich war damals auch noch



Die Musikkapelle Amor gründete sich in den Nachkriegsjahren und probte in Nicklheim.

Foto: Privat.

Schulkind. Ich weiß von zwei Jungen, sie gingen zum Hamstern bis nach Samerberg. Einer hat erzählt, eine Bäuerin habe eine Schublade aufgemacht und in dieser lagen tatsächlich die Semmelknödel drin! Ich ging zum Hamstern einmal bis nach Oberaudorf.

Frau H: Wir Mädchen sind nicht so weit gekommen, halt bis Großholzhausen und Kleinholzhausen.

I: Wenn Ihre Eltern im Torfwerk gearbeitet haben, verdienten sie doch etwas.

Herr H: Aber das hat hinten und vorn nicht gereicht. Schau - eine Familie wie wir mit sechs Kindern – damals hat der Vater 30 Mark Vorschuss bekommen. Mit der Monatsabrechnung erhielt er vielleicht noch etwas dazu. Und davon sollten acht Leute leben. Ich war der dritte, wir Geschwister waren fast alle ein Jahr auseinander. Aber damals hatten in Nicklheim alle so wenig. Und in Raubling war es das Gleiche. Nur die Bauern hatten genug zu Essen.



Eine Wohnbaracke und das Bahngleis, das den Ort Nicklheim durchtrennte.

Foto: Privat.